

Jahrgang II.

No. 1.

April 1912.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Anarchistisches Bekenntnis. — Münchner Theater. —
Intriguen. — Bemerkungen. — Karl May. — Die Pleite im
Ruhrrevier. — Mottl und die „Münchener Post“. — Die Tugend
hat gesiegt.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Kain-Kalender

für das Jahr 1912

Herausgeber: ERICH MÜHSAM

Sämtl. Beiträge sind vom Herausgeber :: Preis 1 Mark

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
KAIN-VERLAG, MÜNCHEN, Baaderstrasse 1 a.

Kulturgemeinschaft Freie Generation.

Soeben erschienen:



Jahrbuch der Freien Generation für 1912



Dokumente der Weltanschauung des Anarchismus — Sozialismus.

Aus dem reichhaltigen Inhalt des **128 Seiten** umfassenden, **illustrierten** Bandes heben wir hervor:

Peter Krapotkin: lieber Leo Tolstoi. — Luipi: Die Grundlagen des freien Sozialismus. — Pierre Ramus: Aus den Folterkammern des Staates. — Aufruf der Internat. Antimilitarischen Assoziation: An die Rekruten Frankreichs ! Fritz Brupbacher: Die Aufgaben des Anarchismus im demokratischen Staate. — Otto Karmin: Sylvain Marechal und die Verschwörung der Gleichen. — Alexander Berkman: Der Fehlschlag des Kompromisses zwischen ideal und Wirklichkeit — Andreas Kleinlein: Der Syndikalismus in Deutschland. — Domele F. Nieuwenhuis Aus dem Lehen eines revolutionären Kämpfers etc. etc.

Einzelexemplar (inkl. Porto) Mk. 1.—, bei Bezug von 3 Exempl. für insges. Mk. 2.25.

Sämtliche Geldsendungen richte man an :

Rudolf Grossmann, Klosterneuburg (bei Wien)
Kierlingerstr. 183, Nd.-Oesterreich.

Jahrgang II
No. 1.

München,
April 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Anarchistisches Bekenntnis.

Ein rundes Jahr ist abgelaufen, seit ich zum ersten Male die Freude hatte, mit dieser Bekenntnis-Zeitschrift vor die Oeffentlichkeit zu treten. Der „Kain“ hat sich seitdem gute Freunde erworben, zwar noch nicht genug, um aus eigener Kraft leben zu können aber doch so viele, dass begründete Aussicht besteht, ihn in kurzer Zeit ohne weitere persönliche Opfer wirken zu sehen. Es entspricht nicht meinem Geschmack, das Schallrohr an den Mund zu setzen und mit marktschreierischer Anpreisung der eigenen Leistung neue Abonnenten anzulocken. Ich muss es denen, die an meiner Art, über die Dinge der Welt zu urteilen, Gefallen gefunden haben, überlassen, ihre Lektüre weiterzuempfehlen, ich persönlich beschränke mich auf das Versprechen, auch den neuen Jahrgang und alle, die ihm hoffentlich folgen werden, in der Ehrlichkeit und in dem Bemühen um Gerechtigkeit und menschlichen Anstand entstehen zu lassen, die dem „Kain“ bisher nützlich gewesen sind.

Ueberschaue ich heute das sittliche Resultat der bisher im „Kain“ akkumulierten Arbeit, so glaube ich mich zu

einem Erfolge froh beglückwünschen zu dürfen: ich, habe bewirkt, dass eine beträchtliche Anzahl vor sich selbst aufrichtiger Menschen zu einer Revision ihrer Ansichten über anarchistische Tendenzen gelangt ist. Sowenig mir prinzipiell an einer Festlegung meiner Sinnesart in einen programmatischen Begriff liegt, so wichtig ist mir doch das Bekenntnis grade zum Anarchismus, weil dieses Wort von intriganten Politikern geflissentlich in seiner Bedeutung verwirrt wurde und, wenigstens in Deutschland, im Urteil der Meisten als die verbrecherische Konfession zügelloser Naturen aufgefasst wird. Grade jetzt aber ist mir die Betonung meiner Eigenschaft als Anarchist umso wichtiger, als die Schüsse aus dem Revolver des Italieners Dalba den Giftmischern neuen Anlass gegeben haben, diesen Aberglauben zu stärken.

Das Wort Anarchismus bezeichnet ethymologisch etwas Negatives, die Abwesenheit von Zwang und Knechtung, genau wie das Wort Freiheit eine Negation bedeutet, da es erst mit Beziehung auf die Frage: wovon? einen Sinn erhält. Aber ebenso wie Freiheit ist Anarchismus ein Begriff voll positiver jauchzender Bejahung. Denn der Gedanke an die Erlösung von Gewalt, Gesetz und Staat kann nur entstehen in der Verbindung mit einer grossen heiligen Sehnsucht nach neuen schönen Lebensformen.

Diese Sehnsucht ist es, die um Freiheit ringende Menschen zu anarchistischen Verbindungen vereinigt, der Glaube an die Möglichkeit einer Wandlung und der Wille, die neue Gesellschaft vorzubereiten. Bestimmte Mittel zur Aenderung oder Beseitigung waltender Zustände können wohl unter Anarchisten verabredet werden, wenn aber eine sozialetische Idee mit einer von einzelnen ihrer Anhänger gelegentlich angewandten Kampfmethodem identifiziert wird, so kann man, um höflich zu bleiben, eine solche Dummheit nur mit bösartiger Absicht entschuldigen. Das Christentum ist nicht falsch, weil zu seiner Etablierung unendlich viel Blut vergossen wurde, aber die

Christen, die um ihrer Ueberzeugung willen mordeten, handelten falsch, weil ihr Tun unchristlich war. Dasselbe gilt für den Anarchismus: wer in der Meinung, damit seiner Sache dienen zu können, die Waffe gegen einen widerstrebenden Nebenmenschen erhebt, verletzt die Grundidee des Anarchismus, die Gewaltlosigkeit, und handelt also unanarchistisch. Deshalb lehne ich den politischen Mord als anarchistisches Kampfmittel ab. Mit diesem Argument wäre ich auch dem jungen Dalba begegnet, hätte ich Einfluss auf seine Entschliessungen gehabt.

Leider konnte ich mit dem tapferen jungen Italiener nicht polemisieren, — und so will ich mich jetzt, da er getan hat, was sein Temperament gebot, schützend vor ihn stellen und ihn verteidigen gegen das journalistische Geschmeiss, das ihn be EIFERT. Hände weg! Diesen Mann reklamiere ich als meinen Kameraden!

Wohl, was Dalba tat, widersprach dem anarchistischen Grundprinzip. Aber es geschah aus reinem begeistertem Herzen, und fern liegt es mir wie jedem Anarchisten, solchem Kämpfer den kameradschaftlichen Gruss zu verweigern. Kaiser Karl, den man den Grossen nennt, mordete Tausende, um dem Christentum die Bahn zu ebnen. Sein Kampf war unchristlich, da die christliche Lehre den Mord verbietet. Aber kein Christ wird dem Bekehrungs-Kaiser die Eigenschaft als Christ bestreiten, der aus reinem überzeugtem Herzen tat, was er seinem Glauben zu schulden meinte. Damals führte man nämlich noch Kriege um sittlicher Ideen willen, — die Christen von heute morden für realere Nützlichkeiten.

In Tripolis stehen viele Tausende italienischer Männer unter Waffen. Sie haben die Aufgabe, das Land den Türken, die es bisher ausbeuteten, wegzunehmen, und die Einwohner den Italienern hörig zu machen. Die mit diesem Auftrage die Heimstätten der Araber verwüsten, ungezählte fremde Menschen töten, ohne Weiber, Greise und Kinder der Araber zu schonen, und die dabei ihr

eigenes Leben den Kugeln der Feinde aussetzen, haben von ihrem unsinnigen Tun selbst nicht den kleinsten Nutzen. Sie entziehen ihre Arbeitskraft ihren Familien und ihrem Volke, nur um denen, die schon über ihre Arbeitsleistung verfügen, neue Ausbeutungsmöglichkeiten zu schaffen. Viele von ihnen werden nicht heimkehren, viele von diesen kräftigsten Männern, über die Italien verfügt, liegen schon seit Monaten in tripolitanischer Erde gebettet, viele werden als Krüppel und arbeitsunfähig die Heimat wiedersehen. — Aber obgleich sie ihr Leben jeden Tag für das Vaterland der Reichen bereit halten müssen, obgleich ihnen zugemutet wird, gegen fremde Menschen barbarisch zu wüten, sind sie marschirt. Sie mussten marschieren, und wer sich geweigert hätte, wäre fusiliert worden. Ihr König hat die Entscheidung über Krieg oder Frieden, — er hat den Krieg bestimmt. Die Soldaten müssen gehorchen.

Man kann sagen, Victor Emanuel habe den Krieg nicht gewollt, die Verhältnisse, das Interesse seines Landes, wie er es versteht, haben ihn gedrängt, er hätte seinen Thron gefährdet, wenn er sich nicht für den Krieg entschieden hätte. Das ist alles möglich. Es ist auch möglich, dass Victor Emanuel ein guter, liebenswürdiger, gefühlvoller Mensch ist. Aber er ist König, er ist Repräsentant alles dessen, was in seinem Lande von Staatswegen geschieht. Er trägt — er allein — die letzte Verantwortung für den grauvollen tripolitanischen Krieg. Wollte er sich dieser Verantwortung entziehen, so hätte er abdanken können. Er hat in seinem Namen den Krieg sanktioniert, in seinem, und nur in seinem Namen fließt das Blut der Araber und der Italiener.

Ganz Italien scheint seit dem Ausbruch des Krieges in einen wahren Blutausch geraten zu sein. Jeder kleine lächerliche Scheinsieg, der über die Türken errungen wird, löst orgiastischen Jubel aus, der König, seine Generale und Minister und die italienische Armee sind populärer

als je. — Nur in den Unterschichten des Volkes gärt es. Die, die im Elend leben, weil ihnen die Männer, die Söhne, die Brüder, die Freunde im Feuer stehen, die wissen nichts von Kriegsbegeisterung, die kennen nur ein Gefühl: Hass und Wut. Einer aber, ein junger fanatischer Mensch, den sein Freiheitswille ins anarchistische Lager getrieben hat und der dort die Zusammenhänge der Dinge erfuhr, läßt seinen Revolver, stellt sich unter den Haufen, der dem Könige zujubelt, und schießt. Schiesst, obwohl er weiss, dass es ihn das Leben kostet, obwohl er weiss, dass seine Tat von denen, die sie ansehen, nicht verstanden wird, dass das erste Echo seiner Schüsse Abscheu und Rachedurst sein wird. Schiesst, weil sein Zorn und seine Leidenschaft sich entladen müssen, komme, was kommen mag. Schiesst einmal, zweimal, dreimal auf den König, der ohne Rechenschaft zum Kriege gerufen hat, in dessen Namen Dalbas Landsleute schießen und erschossen werden. Schiesst, bis man ihn packt, ihm die Waffe abnimmt, ihn schlägt und in den Kerker wirft, aus dem er nicht lebend wieder ans Licht kommen wird.

Feiger Mörder! Fluchwürdiges Verbrechen! gelte es durch die Zeitungen. Feige? Ich bewundere wahrlich den Mut des Gesindels, das hinterm sichern Pult die selbstmörderische Tat eines Begeisterten feige zu nennen wagt. Fluchwürdig? Ich nehme die Schmockphrase auf, säubere das Wort von seiner journalistischen Klebrigkeit und wende es gegen die, die es stereotyp und stumpsinnig bei jedem Attentat bemühen.

Fluchwürdig ist die Oberflächlichkeit der Zeitungschmierer, die alles Ernste, Leidenschaftliche, Feierliche in ihre alberne Perspektive zerren, um es verkleinern und abplatteln zu können. Fluchwürdig ist ihre Nüchternheit, die alles Begeisterte an Zweckmässigkeiten wägt. Fluchwürdig ist ihre Verlogenheit, die alles Wahrhafte und Aufrichtige mit scheelen Blicken beäugt, die jede ehrliche Gesinnung verdächtigt und alles Mutige und Starke ver-

höhnt und lästert. Dreimal fluchwürdig aber ist die Sinnkälte, die sich überlegen dünkt, weil sie nicht versteht, was heiße Herzen wollen.

Die sozialdemokratischen Blätter haben, soweit ich sie kontrollieren konnte, in ihrer Beurteilung des Dalbasschen Anschlags den gehässigen Ton vermieden. Sie haben sich auf die Feststellung beschränkt, dass ihre Partei individualistische Gewaltakte grundsätzlich ablehnt, weil sie sich davon keinen Vorteil für freiheitliche Ziele verspreche. Ich kann dies Argument nicht anerkennen. Ich bin überzeugt, dass, rein praktisch gewertet, schon manches Attentat, mancher politische Mord in einem Grade propagandistisch gewirkt hat, dass revolutionäre Triebe eines Volkes dadurch geweckt und freiheitliche Erhebungen beschleunigt wurden: ich erinnere nur an Lissabon, wo die Verschwörung Weniger, die den König Carlos beseitigten, die Revolution und die Umgestaltung der Staatsordnung zur Folge hatten. — Aber ich wehre mich dagegen, dass taktische Momente das Verhalten der Menschen überhaupt bestimmen[^] sollten. Mord ist Mord. Ich lehne dieses Kampfmittel ab, gleichviel wer der Mörder, wer das Opfer ist. Das hindert mich nicht, im einzelnen Falle mit dem zu sympathisieren, der solche furchtbare Tat auf sich nimmt, ihn vor aller Welt meinen Genossen zu nennen, und selbst mich zu freuen, wenn sein Vorhaben gelingt und sein Blut nicht nutzlos der Rache der Feinde anheimfällt. Raten würde ich niemals zu einem Gewaltakt — es sei denn während einer Revolution —, im Gegenteil: vernehmlich und eindringlich warnen würde ich jeden, der ihn beschlösse. Die geschehene unabänderliche Tat aber beurteile ich nicht nach ihrem Erfolg, sondern nach dem Antrieb des Täters. Wer aus eigenem Entschluss, von unwiderstehlichem Eifer getrieben, unter Aufopferung des eigenen Lebens die Waffe gegen den, den er schuldig sieht, erhoben hat, der trägt allein die Verantwortung für sein Tun, und es steht den andern, die untätig waren, übel

an, ihm nachträglich Rügen zu erteilen. Ein Kamerad, der um seines, um meines Ideals willen stirbt — ich entblöße den Kopf.

Natürlich konnte man in den Zeitungen auch dieses Mal wieder die Forderung nach internationalen Anarchistengesetzen finden, und natürlich wurde diese Forderung am lautesten in deutschen Blättern gestellt. Begründet wird das Verlangen immer wieder mit der kindlichen Einbildung, Anarchisten seien Leute, die in jeder Hosentasche eine Bombe und in jeder Westentasche einem Revolver tragen und jeden Moment ihres Lebens darauf lauern, wann sie diese Werkzeuge in mörderische Tätigkeit setzen können. Seit es bei mir und einigen anderen Anarchisten evident geworden ist, dass wir gewöhnlich nicht mit solchen Utensilien ausgestattet sind und sogar bis zu einem gewissen Grade anständige Motive haben für unsere Tendenzen, hat man zur Kennzeichnung unserer ethischen Verblödung für uns die Bezeichnung „Edel-Anarchisten“ erfunden. Den Kafferp gegenüber, die da glauben, mir einen Gefallen zu tun, wenn sie mich mit einer schmockigen Wendung in Gegensatz zu meinen Genossen setzen, möchte ich folgendes bemerken: Ich bin Anarchist ohne Einschränkung, d. h. einer, der in der Einrichtung des Staats mit allen seinen Zwangs- und Gewaltvollmachten das Grundübel des menschlichen Zusammenlebens erblickt. Ich fühle mich als Anarchist solidarisch mit allen, die derselben Ueberzeugung leben, und die, je nach Temperament und Veranlagung, für diese Ueberzeugung mit ihrer Person eintreten, also auch mit denen, die geglaubt haben, mit Dynamit der anarchistischen Sache dienen zu können. Ich verbitte mir jeden Versuch mich von der Gemeinschaft dieser Idealisten abzusondern. Dass ich — aus ähnlichen Gründen wie der Anarchist Tolstoj — die aggressive Gewalt im Prinzip verwerfe, berechtigt niemanden, meinen Charakter als Anarchisten in irgend einer Form anzuzweifeln, umsoweniger als meine Ablehnung der Gewalt

engstens in meiner anarchistischen Gesinnung begründet ist und von der grossen Mehrheit meiner anarchistischen Genossen durchaus gutgeheissen wird.

Wie soll so ein internationales Anarchisten-Gesetz wohl aussehen? Will man jeden, der bestimmte philosophische und soziale Tendenzen verfolgt, unter einen Ausnahmezustand bringen? Oder sollen sich die geplanten Rigorositäten auf solche Anarchisten beschränken, die nicht den Frieden bringen sondern das Schwert? Woran aber will man die Terroristen von den Pazifisten unterscheiden? — Und wenn jemand aus andern als anarchistischen Motiven einen Potentaten umbringt? Kommt er dann mit unters Anarchistengesetz? Oder sollen sich die Verfügungen nur gegen Ansichten richten, nicht aber gegen Handlungen? Es scheint ja nicht allgemein bekannt zu sein, dass der Terrorismus keineswegs eine anarchistische Spezialität ist. Alle Parteien, am öftesten Konservative und Klerikale haben das Mittel des politischen Mordes zu allen Zeiten und in allen Ländern ausgiebig anzuwenden gewusst. Die Konservativen und Klerikalen unserer Zeit aber haben vergessen, dass das Kampfmittel unterdrückter Minderheiten noch alleweil die Gewalt war.

Wir Anarchisten haben von Ausnahmegesetzen sehr wenig zu fürchten. Es ist ein weitverbreiteter Aberglaube, dass man lebensstarken Ideen mit Polizeichikanen schaden könne. Die Sozialdemokratie in Deutschland dankte ihr Erstarken wesentlich dem Sozialistengesetz, ihre Versumpfung und Verflachung dagegen ist auf ihre sich überall vollziehende Einordnung in den Staatsbetrieb zurückzuführen. Deutschland ist das Land, in dem Gesinnung ächtet. Seit die Sozialdemokraten ihre sozialistische Gesinnung preisgegeben haben, werden sie als gleichwertige Menschen in allen Bürgerschichten anerkannt. Der Anarchist dagegen, der an den Institutionen der Gesellschaft eine Kritik übt, die die Bequemlichkeit des selbstzufriedenen Seins gefährdet, wird gesellschaftlich und wirt-

schaftlich an die Wand gedrückt. In Frankreich ist es anders. Anatole France verfißt anarchistische Grundsätze, Octave Mirbeau war Begründer anarchistisch-agitatorischer Zeitschriften; dort lässt man jede Meinung gelten, die von ehrlichen Männern ausgesprochen wird. Und Frankreich kennt den anarchistischen Terror wie kein anderes Land. Die Deutschen aber, die seit Reinsdorffs Tod niemals durch anarchistische Gewaltpläne erschreckt wurden, zeigen einander den Menschen, der mit der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung nicht einverstanden ist, wie ein feuerfuzzendes Fabeltier, und aus lauter Angst vor der Vokabel Anarchismus fällt ihnen bei ihrer Erwähnung eine Bombe in die Hose.

Am seltsamsten berührt es, wenn sich selbst Künstler von dieser Vokabelfurcht ergriffen zeigen. Ihnen muss gesagt werden, dass alle Kunst notwendig anarchisch ist, und dass ein Mensch zuerst Anarchist sein muss, um Künstler sein zu können. Denn alles künstlerische Schaffen entspricht der Sehnsucht nach Befreiung von Zwang und ist im Wesen frei von Autorität und äusserlichem Gesetz. Die innere Bindung und Ordnung der Kunst aber hängt tief zusammen mit den Beziehungen des einzelnen freiheitlichen Individuums zum ganzen Organismus der Gesellschaft. Diese Beziehungen zwischen Mensch und Menschheit, die in der Kunst ihren höchsten Ausdruck hat und die in der Paragraphenmühle des Staats zermalmt wurde und verloren ging, wieder herzustellen, das ist der Sinn unserer, der Anarchisten, Werbearbeit, und diesem Streben, um dessentwillen wir geächtet und gelästert werden, wird der „Kain“ auf seine Art nach wie vor seine Kräfte widmen.



Das „Tagebuch aus dem Gefängnis“ musste wegen Raum-mangel in diesem Hefte fortgelassen werden.

Münchener Theater.

Intriguen.

Die Sippe, die alle christliche Demut, Nächstenliebe und Gott-ergebung in Erbpacht hat, schwimmt gegenwärtig in Gnaden und in weltlicher Macht. Das hat die frommen Seelen benommen, und was nie in ihnen vorging, wird jetzt Ereignis: sie besinnen sich auf ihre Liebe zur Kunst. Sie wollen die Münchener Kunst reformieren, — beim Theater geht es los.

Der äussere Anlass zu der überraschenden Kulturbeflissenheit der Kirchenvogte war sehr gering. Ein Stück des Herrn Sternheini, „Die Kasette“ wurde vom Premierenpublikum des Residenztheaters unter Spektakel abgelehnt. Ich war nicht dabei, kenne auch das verhängnisvolle Elaborat nicht und finde es unendlich wenig belangvoll, ob diejenigen Recht haben, die es als miserable Sudelei bezeichnen, oder die andern, unter denen sich Leute von bewährtem Urteil befinden, die dem Stück erhebliche literarische Qualitäten zusprechen. Bei der Annahme eines Theaterstückes, bei der Einstudierung, bei den Proben und im Moment, wo der Vorhang aufgeht, hat noch nie ein Direktor, ein Regisseur oder ein Darsteller gewusst, ob die Premiere einen Kanonenerfolg oder ein fürchterliches Débaclé bringen wird. Der persönliche Geschmack literarisch geschulter und in Theaterdingen erfahrener Menschen muss wählen, und es ist unter anständigen Kritikern bisher nirgends üblich gewesen, einen Bühnenleiter zu schmähen, wenn der Geschmack des Publikums schliesslich anders entschied als er.

Exzellenz Freiherr von Speidel, der Generalintendant des Münchener Hof- und Nationaltheaters, war, ehe er das schwere Amt eines in Kunstdingen Verantwortlichen übernahm, General der bayerischen Armee. Die Gepflogenheit, Dilettanten an die Spitze künstlerischer Unternehmungen zu stellen, soll hier nicht kritisiert werden. Es soll an die Tatsache selbst die Frage geknüpft werden: Was hat ein solcher Dilettant als pflichtbewusster Mann zu tun, um die seinem Einfluss unterstellte Anstalt auf ernster künstlerischer Höhe zu halten? — Die Antwort ergibt sich von selbst: Er hat Berater um sich zu sammeln, die keine Dilettanten sind, im Fach bewährte Persönlichkeiten, denen der Chef Liebe, Hingebung und Verständnis für ihre Aufgaben zutraut.

Als Herr von Speidel die Leitung der Hofbühne übernahm, fand er die Oper vortrefflich vor, das Schauspiel aber verstaubt, rückständig und im Hinblick auf Repertoire und Darstellersonal völlig ungenügend ausgerüstet. Speidel beliess vieles beim alten, zu vieles, wie manchen dünkt. Aber er erkannte seine Pflicht, in einer Stadt von

der kulturellen Vorgesrittenheit Münchens den modernen Ansprüchen an dramatische Darbietungen Konzessionen zu machen, und engagierte neben die Zopfträger Possartscher Observanz für Regie und Schauspiel Kräfte allererster Ordnung.

Der Erfolg der Speidelschen Reorganisationstätigkeit ist der, dass das Residenztheater — wenn ich mein Urteil auf die Leistungen der von Speidel neu herangezogenen Kräfte beschränke — unter allen deutschen Hofbühnen künstlerisch an erster Stelle steht, unter allen Münchener Theatern das beste ist und bei der Einordnung in die deutschen Bühnen überhaupt mit nur wenigen andern in der vordersten Reihe rangiert. Die überaus erfreuliche Erscheinung der unter dem derzeitigen Intendanten bewirkten Wandlung des Hoftheaters von einer provinziellen Dutzendbühne zu einem wertvollen, kulturförderlichen Institut ist engstens verknüpft mit dem Namen Albert Steinrück.

Der Name Steinrück darf, seit er in München sein Können entfaltete, unbedenklich neben den Namen Bassermann, Sauer, Moissi, Wegener, neben denen der allerstärksten Bühnentalente ausgesprochen werden. Seinen schauspielerischen Leistungen ebenbürtig sind seine Leistungen als Regisseur. Es ist traurig, in München daran erinnern zu müssen, welche glänzenden Taten die Inszenierungen von Shaws „Cäsar und Cleopatra“, von Ibsens „Baumeister Solness“, von Adolf Pauls (schwachem) Schauspiel „Die Sprache der Vögel“ waren. Aber es ist nötig, mit allem Nachdruck daran zu erinnern, mit lauter Stimme immer wieder zu fordern, dass den Fähigkeiten dieses Mannes mehr Aufgaben gestellt werden als bisher.

Sternheims „Kassette“ war von Steinrück inszeniert worden, Steinrück hatte die Hauptrolle in dem Stück, Steinrück hatte, wie nachher bekannt wurde, Herrn von Speidei die Annahme der Arbeit empfohlen. Das war für die Schwarzalben ein gefundener Frass, — und für einige noch, die heimlich an derselben Strippe ziehen. Die „Münchener Zeitung“, die sich vom Tage des Ministerwechsels an bestrebt zeigte, ihren Liberalismus dem neuen Regime loyal einzuordnen, fand bei ihrem Beschnuppern des Theaterskandals, dass es bedenklich sei, einem Manne beratende Stimme bei der Auswahl aufzuführender Stücke zu geben, der dabei gern für sich eine Bombenrolle herauschinden möchte. Also eine aufgelegte Verdächtigung der künstlerischen Reinlichkeit des Charakters Steinrücks. Auf einen Verteidigungsbrief Steinrücks, der sich energisch gegen die Unterstellungen des Blattes wehrte, folgte eine Wiederholung der Niederträchtigkeit.

Jetzt griff der „Bayerische Kurier“ zum Horn und brachte einen Artikel voll der giftigsten, gemeinsten, schäbigsten Angriffe gegen Steinrücks Tätigkeit weniger als gegen seine Person, und hinter diesen

Angriffen voller tückischer Anrempelungen des Intendanten. Es war klar, dass man es in diesen Kreisen, deren klerikal-politischen Interessen jedes Aufleuchten geistiger Werte gefährlich scheint, auf den Sturz Speidels abzieht. Tagtäglich erscheinen jetzt in dem lichtscheuen Zeitungswisch neue Perfidien gegen die verdienstvollen Männer des Hoftheaters. Auch das Kausen hat sich der Sache schon angenommen, und es scheint, als ob das Kesselreiben durchaus bis zur Vernichtung des Wildes fortgesetzt werden soll.

Die Behauptung, ein Schauspieler und Regisseur dürfe keine Vorschläge machen, welche Stücke gespielt werden sollen, ist unglaublich dumm. Natürlich kann auch er sich in der Prognose für den Publikumserfolg völlig irren, aber jedenfalls wird er seltener vorbeihauen, als ein Dramaturg, der rein literarisch wertet und alle die kleinen Imponderabilien, in der technischen Gestaltung des Bühnenwerks übersieht, für die der, der mit dem ganzen Sein mit der Bühne verwachsen ist, den Instinkt hat. Aber wozu mit Gründen gegen Leute polemisieren, denen es garnicht um die künstlerische Sache, sondern um dunkle politische Pläne geht?

Herr v. Speidel soll gestürzt werden und Steinrück droht, angesichts der verbitternden Machenschaften der klerikalen Horde München zu verlassen. — Das darf nicht geschehen!

Soll das Hoftheater wieder zur alten Trostlosigkeit versimpeln? Soll die Residenzbühne wieder zur Domäne der Schönthan, Blumenthal, Wichert, Birch-Pfeiffer und Kotzebue werden? Die sich in München an anständiges Schauspiel gewöhnt haben, die das anständige Schauspiel nicht mehr missen wollen — und das sind nahezu alle, die überhaupt Theaterbesucher sind — sollten den pfäffischen Intriguen die Macht ihrer überlegenen Intelligenz, ihres höheren Kulturstandes entgegenstellen. Es muss denen, die endlich über die Besetzung des Intendantenpostens zu entscheiden haben, auf das Allervernehmlichste deutlich gemacht werden, dass Herr v. Speidel sich durch sein Bestreben, unter Hinzuziehung ausserordentlich wertvoller Hilfskräfte, das Hoftheater auf das Niveau einer erfreulichen künstlerischen Leistungskraft zu heben, das Vertrauen aller Kunstfreunde erworben hat, und dass sein Ausscheiden, das Steinrücks Abgang vom Hoftheater sehr leicht nach sich ziehen kann, als ein Affront gegen das ganze geistige Leben in München betrachtet werden würde. Ein solcher Affront aber müsste mit dem konsequenten Boykott gegen das Hoftheater-Schauspiel beantwortet werden.

Ueber wesentliche Theaterereignisse an den Bühnen Münchens ist wenig zu berichten. Nur an einem, vom „Neuen Verein“ veranstalteten Abend möchte ich nicht stillschweigend vorübergehen. (Ich be-

halte mir übrigens vor, über die Wirksamkeit des „Neuen Vereins“ demnächst in einem besonderen Artikel zu referieren.) Man spielte im Schauspielhaus „Psyches Erwachen“, ein Schauspiel von Wilhelm Weigand. Das Stück ist nicht so beträchtlich, dass ich es einer kritischen Wertung an dieser Stelle überhaupt unterziehen möchte. Ich schätze Weigand hoch als Essayisten; Dramatiker ist er durchaus nicht, und die Art, wie er das alte Kandaules-Problem zu modernisieren versucht, ist banal und ohne künstlerische Bedeutung. — Aber zur Gestaltung der Hauptrolle war ein Gast von Berlin gekommen, dessen Name schon das Drama weihet, in dem er wirkt: Lina Lossen. Die Kunst dieser Frau ist erschütternd herrlich, und wie sie in Weigands Stück der Hedwig Krell Leben gab, echtes warmes Leben, das dies konstruierte Geschöpf völlig der Theatersphäre entrückte, das sollte in München unvergessen bleiben. Bei Lina Lossen ist jeder Laut natürlich, jede Bewegung wahr und schön, jedes Wort überzeugt und überzeugend. Seit sie vom Hoftheater schied, war sie jetzt die erste, die soviel weibliche Schönheit, soviel künstlerische Tiefe wieder auf eine Münchener Bühne stellte.

Lina Lossen hat bei den Zeitungskritikern mit ihrer Leistung keinen Anklang gefunden. In schöner Uebereinstimmung fand man in den „Münchener Neuesten Nachrichten“, in der „Münchener Zeitung“ und in der „Münchener Post“ konstatiert, dass die Künstlerin, seit sie von uns ging, an Ausdruckskraft verloren habe. Merkwürdig. Man fragt sich immer wieder erstaunt, woran es bloss liegen kann, dass eine Leistung, wie wir sie hier in Jahr und Tag nicht erleben, gerade an den zur Kritik bestellten Herrschaften so spurlos vorübergehen kann. Manchmal scheint mir, ständig in München wirkende Schauspieler darf oder mag man nicht verreißen — Gott, man trifft sich mal persönlich irgendwo —, so lässt man eben das Temperament an Gästen aus, die gleich wieder abreisen. Das käme aber einer Irreführung des Publikums und einer Kränkung des Gastes gleich, die ihn schwer abschrecken könnte, sich je wieder vor solchen Meinungsmachern zu produzieren. Blicke als Erklärung also nur die völlige Urteilsunfähigkeit der Rezensenten übrig, und damit der Vorwurf, dass sie die Sachverständigen in Dingen spielen, zu denen ihnen jede kritische Fühlung fehlt. — Oder sollte etwa bei dem empörenden Fehlurteil über die Leistung Lina Lossens persönliche Politik im Spiele sein, und ich wäre berechtigt, den Untertitel dieser Betrachtung auch auf den zweiten Teil meiner Ausführungen zu beziehen?

Bemerkungen.

Karl May. Es tut mir leid, dass Karl May diese Zeilen nicht mehr lesen wird. Ich hätte sie auch geschrieben, wenn, er nicht in diesen

Tagen gestorben wäre. Jetzt bin ich in der üblen Lage, zu gleicher Zeit über den Verfasser von „Old Shatterhand“ freundliche Worte sagen zu müssen, wo sich „angesichts der Majestät des Todes“ allerlei Schornalisten ebenfalls dazu gedrängt fühlen, die vorgestern noch ganze Fässer voll Jauche über den Mann ausgössen. Vor ein paar Wochen hatte der „Akademische Verband für Literatur und Musik“ in Wien Karl May zu einer Vorlesung eingeladen. Darob grosses Entrüstungsgeheul bei den patentierten Kulturhütern. Es hatte sich nämlich in einem Beleidigungsprozess, den May nolens volens gegen den gelben Lebius anstrengen musste, herausgestellt, dass der alte Mann in seinen Jugendjahren recht abenteuerialichen Ulk getrieben hat und dafür sogar (bedecke deinen Himmel, Zeus!) im Gefängnis sitzen musste. Es war klar, dass so ein Kerl ein literarischer Charlatan war, dessen Produkte nicht den geringsten Wert haben konnten, umsoweniger, als ihm philologisch gerichtete Spürgeister nachwiesen, dass er die Gegenden des wilden Westens und des dunkeln Afrikas, die er so lebendig zu schildern wusste, niemals mit eigenen Augen gesehen hat. Dabei sind alle seine Erzählungen in der Ich-Form abgefasst — ein frivoler Lügner also, ein Hochstapler und kalter Schurke.

Es mögen wohl zwanzig Jahre her sein, seit ich zuletzt im „Guten Kameraden“ Maysche Erzählungen las. Ich kann mich also nicht mehr erinnern, ob sein Stil zu Einwendungen grossen Anlass gab. Ich nehme an, dass er nicht miserabler war als der der frommen und patriotischen Geschichten der Schullesebücher. Aber ich will eine Kanaille heissen, wenn ich je leugnen sollte, dass mich, als ich Quartaner war, „Winnetou“, „Die Sklavenkarawane“ und „Der blaurote Methusalem“ verdammt mehr begeistert haben, als alle Heldenstudien des Cornelius Nepos zusammengenommen. Wenn es wahr ist, dass Karl May als junger Mensch Räuberbanden organisiert hat, so beweist das garnichts gegen seine schriftstellerischen Fähigkeiten, erklärt aber viel von seiner phantastischen Erfindungskunst und erweist all sein in den Büchern behauptetes Erleben als innerlich wahr. Sein Abenteuerertum — meinetwegen nennts seinen verbrecherischen Instinkt — hat sich eben in späteren Jahren vergeistigt, sein Tatendrang hat sich in Phantasie umgesetzt, und wir Jungen hatten den Vorteil froher Erregungen und kühner Vorstellungsbilder davon, die unsere bestellten Pädagogen mit der Durchkäuung klassischer Dramen nur unter Schweissverlust wieder eliminieren konnten.

Was mögen sich die Leute wohl unter dichterischem Schaffen vorstellen, die May vorwerfen, er sei garnicht in den Ländern gewesen, die er beschrieben hat? Dass das nicht aus der Lektüre seiner Werke hervorgeht, sondern erst durch Nachschnüffelung konstatiert werden muss, sollte, meine ich, jedes Gebelfer gegen sein Talent zum Schweigen bringen. Als wir „Wilhelm Tell“ lasen, wurde uns als besonderes Verdienst Schillers gepriesen, dass er nie in der Schweiz war und nur aus der Phantasie seine Kulissen-Landschaften schuf. Schreibt aber heute jemand eine Unterhaltungsgeschichte, deren Helden Sudanesen sind, so hat er vor strengen Richtern zu erweisen, dass er wirklich selber im Sudan gelebt hat. Was alles seine Angreifer gegen May vorbringen, spricht für ihn, und es ist schändliche Undankbarkeit derer, die ihre besten Jungenstunden seinen Mordgeschichten verdanken, dem Manne, der das Prädikat eines Dichters

ohne Einschränkung verdient, nachträglich seine Verdienste zu schmälern.

Ich fühle mich nicht zum Tugendwächter geschaffen, und wenn ich heute vor die Wahl gestellt würde, entweder Mays Erzählungen oder die Entrüstungsartikel gegen Karl May zu lesen, bei Gott! zu den Zeitungsblättern griffe ich nicht.

Die Pleite im Ruhrrevier. So jammervoll kläglich, wie es jetzt gekommen ist, haben sich die ärgsten Pessimisten den Ausgang der Beigarbeiter-Aktion im Ruhrgebiet nicht vorgestellt. Nachdem die Bergwerksbesitzer die angehäuften Kohlenvorräte vom Vorjahr mit erheblicher Preiserhöhung und unter Ersparung der Arbeitslöhne abgesetzt hatten, nahmen die zweihunderttausend Streiker die Arbeit unter den alten Bedingungen wieder auf, grenzenlos geschwächt an Kampfmitteln und Kampflust. Ich habe hier vor einem Monat die Hoffnung ausgesprochen, diesmal werde Zielklarheit, Entschlossenheit und rücksichtsloser Wille am Werk sein — ich gebe zu, dass ich mich mit dieser Erwartung schwer blamiert habe. Nach dieser Pleite der deutschen Gewerkschafts-Unternehmungen kann man getrost zugeben, dass unsere Arbeiter schon am richtigsten handeln, wenn sie alle sozialistischen Allüren unterlassen und sich mit Haut und Haaren den parlamentarischen Mehrheitsbeschlüssen verschreiben.

Mit 50 000 christlichen Streikbrechern im Rücken — so hieß es — kann ein Ausstand nicht zu Ende geführt werden. Pardon: Dass die Christlichen nicht mittun würden, hatten sie von vornherein angekündigt. War man der Meinung, ein Streik sei bei Beteiligung von nur 75 % der Arbeiter nicht zu gewinnen, so hätte man ihn nicht erst proklamieren dürfen. Aber, was die Herren Praktiker nicht einsehen und in all ihrer Praxis nicht lernen wollen: das bisschen „Streikarbeit, das die in Pfaffenhänden murksenden „Christlichen“ verrichten, spielt gar keine Rolle gegenüber der Streikarbeit, die in den vom Streik nicht betroffenen deutschen Gruben geleistet wird von Arbeitern, die der gleichen Zentralleitung unterstehen wie die Ausständigen. Man wünscht, um die Gewerkschaftskassen zu schonen, in Deutschland keine Solidaritäts- und Sympathiestreike und lässt lieber die Absicht einer Streikaktion, durch Aushungerung des Marktes Forderungen zu erzwingen, illusorisch werden, als dass man sich zur Inszenierung durchgreifender Massnahmen entschliesse. — Herr Sachse hat die Behauptung konservativer und ultramontaner Reichstagskollegen, es handle sich im Ruhrrevier um einen Sympathiestreik für die englischen Grubenarbeiter, empört zurückgewiesen. Er war tief beleidigt, dass man deutschen Arbeitern so etwas wie eine Sympathiehandlung für ausländische Kameraden zutraute, — und so hat ihr eigener Zentralleiter den Arbeitern auch noch die sittliche Gloriole ihrer Niederlage genommen und ihnen die Möglichkeit abgeschnitten, ihr kurzes Auftreten als Freundschaftsdemonstration für die Engländer zu deuten. Auf dem nächsten internationalen Gewerkschaftskongress werden die Herren Sachse und Huë den englischen Streikführern gute Lehren erteilen, wie man Ausstände schnell zu Ende führt. Sie haben ein neues Meisterstück in dieser Branche geliefert.

Mottl und die „Münchener Post“. Im Augustheft des „Kain“ habe ich im Anschluss an Vorgänge, die mit dem Tode Felix Mottls

in Verbindung standen, schwere Vorwürfe gegen die „Münchener Post“ erhoben. Ich sehe mich aus Gründen publizistischer Reinlichkeit veranlasst, (unaufgefordert; folgendes zu erklären:

Von einer Persönlichkeit, deren Ehrlichkeit ich vertraue, und die orientiert sein muss, ist mir glaubhaft mitgeteilt worden, dass der Artikel der „Münchener Post“, der sich mit Mottls Aufgebots-Anzeige befasste, ohne Kenntnis der privaten Personalien des Dirigenten geschrieben wurde, und dass ein blosser Zufall das, was darin prinzipiell behandelt wurde, als persönliche Anrempelung erscheinen liess. Ich nehme also das, was in meiner Bemerkung „Mottl, ein Opfer der Münchener Post“ gesagt ist, soweit zurück, wie es sich auf den besonderen Fall Mottl bezieht.

Die Schlussätze der Notiz halte ich im vollen Umfange aufrecht. Ich habe nach wie vor keine Ursache, ein Blatt mit Samthandschuhen anzufassen, das mich seinen Lesern hintereinander als Agenten der liberalen Partei, als Lockspitzel, als Irrsinnigen und als Päderasten denunziert hat, das trotz der bündigsten Widerlegung aller dieser Verleumdungen niemals ein Wort davon revoziert hat, und das, im Vertrauen darauf, dass ich als Anarchist keine bürgerlichen Richter bemühen werde, um andere als bürgerlich-geschäftliche Ansprüche zu ertrotzen, meinem Anwalt gegenüber erklären liess, § 11-Berichtigungen des Herrn Mühsam fänden in der „Münchener Post“ keine Aufnahme. Solche Erfahrungen, die ja nicht ich allein gemacht habe, werden es auch verständlich scheinen lassen, dass mir bei jener Mottl-Notiz gar kein Zweifel aufstieg, dass auch hier persönliche Gehässigkeit und Sensationsmacherei im Spiele sei. Sollte die „Münchener Post“ einmal beginnen, in manierlicher Form mit Menschen zu diskutieren, die anders denken als ihre Abonnenten, so wird man auch ihr respektvoll gegenüberreten und sich nicht langer befugt halten, hinter jeder Bosheit gegen eine Behörde eine Gemeinheit gegen eine Privatperson zu vermuten.

Die Tugend hat gesiegt. Die Münchener Polizei hat nun endlich doch das Verdienst auf sich geladen, das Land Bayern endgültig von der Gegenwart der Nackttänzerin Via-Villany gesäubert zu haben. Das Gericht hatte die Dame von der Anklage, sich gegen den Strafgesetzbuch-Paragraphen, der den Exhibitionismus bedroht, vergangen zu haben, freigesprochen. Wo der Weg der Justiz nicht genügt, um auf den Berg der Gerechtigkeit zu gelangen, hat man Stufen gemeisselt: die nennt man den Verordnungsweg. Diese Stufen führen zwar nicht geradeaus in die Höhe, sondern winden sich hinten herum, und auf dem Verordnungswege fand man die gewünschte Methode, die Nackttänzerin reglementmässig kaltzustellen. Man erkannte in ihr plötzlich eine lästige Ausländerin und verwies sie des schönen Bayerlandes. Nicht weil sie nackt getanzt hat, war Fr. Villany lästig — keineswegs. Nur weil sie sich über ihre Nationalität nicht ausweisen konnte. Sie behauptete, Französin zu sein, aber in der Weinstrasse glaubte man es ihr nicht, und weil die Streitenden nicht zu einer Einigung kommen konnten, und man die Polizei, so lästig sie sich immer mache, nicht hinausschmeissen kann, musste die Tänzerin der Behörde glauben, dass sie keine Französin sei und deshalb nicht in Bayern wohnen dürfe. Wer sich nicht ausweisen kann, wird ausgewiesen. Meine Damen, merken Sie sich das, — oder bleiben Sie bekleidet!

KAIN, Heft 11. Inhalt: Fasching. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Georg Heym. — Vom politischen Kasperltheater. — Abel. — München-Schilda.

KAIN, Heft 12. Inhalt: Die Bergarbeiter. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — „M. N. N.“ — Die Stimmrechts-Amazonen. — Die Geheimnisse von Czenstochau. — Ein Opfer seines Berufs. — Bittingsers Fehltritt.



Preßrelationsbureau „hansa“

Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23 ♦ holsteiner Ufer 7 ♦

Inh.: Jng. M. Krause

liefert alle Nachrichten über

Kunst, Literatur, Wissenschaft

schnell — vollständig — preiswert.

Akademisch und literarisch gebildete Lektoren.
Vorzügliche Organisation!



Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
8 Pfennig
zu
frankieren.

An

.....

.....

.....

.....

.....

.....

Don
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1912 (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

.....
.....

*) Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.